

Osttiroler Heimatabblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

23. Jahrgang

Heft, 27. Oktober 1935

Nummer 10

Die Geologie der südöstlichen Benedigergruppe

Die bisherigen Ergebnisse alter und neuer Untersuchungen — Dr. Anton Egger, Jelsberg

Die Gesteine des untersuchten Gebietes

Im folgenden soll der Leser eine Vorstellung über die sehr verschiedene Gesteinszusammensetzung in der südöstlichen Benedigergruppe erhalten und dabei doch die Überzeugung gewinnen, daß eine sinnfällige Ordnung dem Ganzen zugrunde liegt.

Es ist in geologischen Abhandlungen allgemein üblich, von den tiefsten bzw. ältesten Gesteinsstufen ausgehend zu beschreiben, um demnach der Einheit und der zeitlichen Abfolge des Gebirgsbaues bereits im gesteinsbeschreibenden Teil gerecht zu werden. Ausnahmsweise möchte ich den umgekehrten Weg gehen, um besser an das im vorherigen Abschnitt Gesagte anknüpfen zu können und insbesondere, um — wie in der Einleitung angekündigt — einen verwendbaren Beitrag zu liefern, der sich praktisch (bei Exkursionen) auswerten läßt. Spaziergänge und Fahrten in die Benedigergruppe werden, was Osttirol anlangt, von Mattrei oder vom Virgental aus geartet, und es ist deshalb nur natürlich, wenn ich an Hand zweier beliebiger Routen das Vorkommen verschiedener Gesteine anführe. Selbstverständlich liegt der Ausgangspunkt unserer geologischen Wanderung im Süden, damit also in den geologisch höchsten Serien der Benedigergruppe, und endet im Norden, im gebirgsbaulich tiefsten Teil des Benedigerkernes (s. vorigen Abschnitt!).

a) Mattrei — Proßegg Klamm
Gruben — Katafalte — Wadener Hütte — Köbentörl — Uite
Prager Hütte.

Mattreier Zone: Diese tektonische Mit-

fensters zum darüberliegenden Ostalpin wurde von mir nicht mehr bearbeitet. Sie liegt außerdem zum größten Teil südlich des Kartenblattes „Mattrei im Ostalpin“. Einwandfrei dieser Zone gehören z. B. an: der Burgfelsen des Schlosses Weißenstein, Dolomit- und Kalkaufschlüsse an der Lauerntalstraße im unmittelbaren Bereich des Schlosses, die Gipsvorkommen bei Mattrei, bayerische Marmore am Birger Berg (im Westen von Mattrei). Weniger auffällig als die streifen Dolomitschichten sind grünliche, quarzreiche Phyllite, diaphanomische Glimmerschiefer und graue bis schwarze Schiefer, die man als „Schwarze Phyllite“ bezeichnen kann. Dem ungeschulten Auge scheint die ganze Mattreier Zone ein einziges Durcheinander und tatsächlich ist sie in tektonischer und stratigraphischer Deutung noch immer ein Streitobjekt, zumal Profilskizzen fehlen, wie noch gezeigt werden wird.

Kalkglimmerschieferzone:
Sie ist neben dem „Lauernzentralgneis“ die bedeutendste Serie des penninischen Tauernfensters überhaupt. Diese zur Hauptsache aus Kalkglimmerschiefern, Kalkphylliten und verschiedenen Formen von Grünschiefern zusammengesetzte Serie bildet die Hüllhorizonte der Tauern, und sie wurde dafür auch „Obere Schieferhülle“ genannt. Im Gegensatz zur Mattreier Zone, die selten in einem geschlossenen Profil länger zu verfolgen ist als wenige Hunderte von Metern, ist die Kalkglimmerschieferzone auf unserer bezeichneten Route von Mattrei an bis nördlich der Zedlacher Alm (1846 m) im Proßeggklamm aufgeschlossen. Im Mattreier Lauerntal hätte man die Grenze zur nächsttieferen Einheit bei der Winterbrücke nördlich Berg zu

suchen. Eine scharfe Grenze zwischen der Mattreier Zone und der Kalkglimmerschieferzone gibt es nicht. Es wurde bereits erwähnt, daß die höheren ostalpinen Gesteine mit den tieferen penninischen Vertretern aufs engste verknüpft sind durch Verfaltung und Verschiebung. Wenn man an den Hängen im Westen und Osten von Mattrei mehrmals Kasse und Dolomite zwischen Kalkglimmerschiefern, Gneisschiefern und Serpentin liegen sieht, dann hat man diese Falten- und Schuppenstrukturen vor Augen.

Kalkglimmerschiefer und Grünschiefer bauen zu mindestens 90 Anteilen die Kalkglimmerschieferzone auf. Sie bilden die von jedem Lauerntal aus weit sichtbaren Bratschentrände, Schieferwände und Plattenabstürze. „Bratschentrände“ sind im Schieferhüllenbereich auf den Spezialarten mehrfach eingetragen. Die Gesteine sind Ursache einer eigenen Schieferhüllenmorphologie, wie man sie besser nicht sehen könnte.

Aber die rezenten Ansteherrungen des Lauerntales gelangen wir in die Proßeggklamm, und hier werden wir sofort mit den wichtigsten Gesteinen der Kalkglimmerschieferzone bekannt.

Kalkglimmerschiefer: Im Bruch graublau Gesteine, geschiefert bis gebankt, „bratschig“ verwitternd. Sie sind meist deutlich kristallin, kalkreich und mit hellem Muscovitglimmer an den Schieferungsflächen. Feine Quarzbeimengungen, Albit, sowie manchmal Pyrit sind vorhanden. Durch verfaulte organische Substanz können die Steine sehr dunkel werden. Eine Varietät der Kalkglimmerschiefer sind die Kalkphyllite, die weniger metamorph, d. h. kristallin sind und auch vorwiegend die höchsten Partien der Schieferhülle

bliden. Sie vermitteln dementsprechend sehr leicht zu den bei Bergsteigern und Wildrangerbauern gesicherten Statigenwänden. Eine scharfe topographische Trennung zwischen beiden Gesteinen ist praktisch undurchführbar, die Gesteine gehen meist ineinander über. Daselbe gilt für die Schwarzsphärolite, die sich eng an die Kalkspatite anschließen und mit ihnen zusammen auftreten: mattschwarze, manchmal glänzende Schiefer mit hochwechslendem Kohlenstoffgehalt. Neuere Untersuchungen verschiedener Autoren zeigen, daß man wahrscheinlich eine Unterteilung innerhalb der Schwarzsphärolite vornehmen muß. Innerhalb der eben besprochenen Schiefergesteine können durch Vordringen eines Minerals bei gleichzeitigen Verdrängen des anderen z. B. reine Marmore, Quarzschiefer u. a. entstehen, die nur lokale Bedeutung haben.

Zwischen den braun verwitternden Kalk-Glimmer-Gesteinen finden sich überall, oft mehrere 100 m mächtig, Grünschiefer verschiedener Zusammenfassung. Abhängig von Verbreitung der Kalkspatite treten auch bei den Gesteinen der Grünschieferfamilie die am wenigsten metamorphen, sogenannte Schorlsteinschiefer in den hängenden (obersten) Teilen der Schieferhülle auf. Es handelt sich um grüne, gutgeschleiferte Gesteine mit einem matten Selbsteingang auf den Schieferungsflächen.

In der Prosegg-Klamm, am Weg nach Gruben und selbst über die Katalalpe hinaus sind sie überall zu finden. Die Schorlsteinschiefer sind mit die meisten Quarzengrünschiefer feinschuppige, bis feinkörnige Gesteine mit Chloritmineralien als Hauptgemengteil. Dazu treten (Querbruch) feine, helle Plagioklastischen, Hornblende (meist aktinolithische), meltere Granit, Epidot und Erz. Die Rasterung der Grünschiefer ist keine leichte Angelegenheit und es wird dem ungeschulten Auge nicht gelingen, im Handstück feinere Unterschiede zu finden. Wohl aber kann jeder die markigglänzenden Chloritschiefer von den Braunklaren unterscheiden, wie sie am Weg von der Zedlacher Alm zum Steinhof vorkommen. Es sind dies ebenfalls wieder grüne Schiefergesteine, ohne den mattschimmernden Glanz auf dem Hauptbruch und nicht mit den schlüpfrigen Chloritaggregaten im Querbruch, sondern mit einem fein- bis mittelkörnigen kristallinieren Gefüge, in dem Schorlsteine zurücktreten und bestmögliche Hornblenden deren Platz einnehmen. Die Braunklaren neigen außerdem zu einer ausgeprochenen plattigen bis bankigen Absonderung. Sie scheinen als Handstücke z. B. geringriger als die Schorlsteinschiefer, sie machen den Eindruck — und nicht nur den Eindruck! — einer härteren und engeren Zusammenballung der Mineralien, mit einem Worte, sie sind stärker

metamorph. Vereinzelt treten in dieser Kalkglimmerschieferzone Serpentin-Schiefer auf: an unserem eingeschlagenen Weg nur zwei kleine Vorkommen, im NW des Punktes 1934 (Zedlacher Alm). Zu diesem Vorkommen gehört auch der Serpentinsockel am Eicham, der bekannt sein dürfte. (Über ein Gabbroempfindlichkeitsvorkommen im Südboten der hohen Achsel wird bei Route 6 zu sprechen sein.)

Wenn wir also von der Prosegg-Klamm dem Waldweg nach Gruben folgen, fallen uns auf beiden Seiten des Tauertales die steil nach Süden einfallenden Grünschiefer und Kalkglimmerschiefer auf, die etwa dreimal abwechseln. Die Steilstufe von Punkt 1367 zur Katalalpe hinaus führt durch Grünschiefer. Nicht ansehend oder auch jetzt mit den Grünschiefern verbunden, finden wir einige wenig mächtige und bald austeilende Lagen von Granatglimmerschiefer, die aus der Schieferhülle längst bekannt sind, also nur untergeordnete Bedeutung haben. Nach Verlassen der Katalalpe treffen wir am Berghang Kalkglimmerschiefer an und da wir jetzt im Streichen der Gesteine zur Mittelbocker Alm gelangen, führt der Weg meist durch denselben Grünschieferkomplex, den wir bei Überwindung der Steilstufe zur Katalalpe bereits gesehen haben. Ein Blick in die schroffen Felsabstürze im Süden zeigt uns das Über- und Aneinander von Grünschiefer und Kalkglimmerschiefer. Deutlich sehen wir am Weg zur Zedlacher Alm die Grünschiefer nach Süden einfallen, aber bereits viel flacher als in der Prosegg-Klamm. Die Zedlacher Alm liegt wieder auf Kalkglimmerschiefer und darunter folgt der letzte Grünschieferzug (Braunklar), den ich noch zur Kalkglimmerschieferzone, zur „Oberen Schieferhülle“ rechne. Im Liegenden dieser Grünschiefer finden sich nämlich Glimmerschiefer bis Paragneise, welche die Basis der genannten Kalkglimmerschieferzone bilden. Im Profil sind im südlichen Punkt 1934 grobschuppige Muskowitschieser, Granatglimmerschiefer und Paragneise aufgeschlossen, die im Osten zur Dabernitz Höhe (2603 m) und im Westen zur hohen Achsel (3161 m) hinauf streichen. Auch diese Glimmerschiefer und Gneise gehören, wie im tektonischen Zell gezeitet werden wird, zur Kalkglimmerschieferzone.

Eklogitzone: Die „Eklogitzone“ Weinschenk's hat sich eingebürgert, obwohl erwiesen werden konnte, daß in ihr keine Eklogite, sondern nur ähnlich aussehende „eklogitische“ Schiefergesteine vorkommen: ähnlich der Marreier Zone, der tektonischen Mächtigkeitszone, die zwischen ihrer höheren und tieferen Einheit vermittelt: der Kalkglimmerschieferzone und der Riffel-Decke. Das zeigt die tektonische Position, die tektonische

Verformung innerhalb der Eklogitzone, das zeigt die Stratigraphie. Die Eklogitzone setzt sich zusammen aus Gneisgliedern der höheren Gneisformation und aus charakteristischen Gliedern der Serie selbst, eben z. B. aus den „eklogitischen“ Gneisen. Die Glieder der Kalkglimmerschieferzone sind Braunklaren, Serpentin und Kalkglimmerschiefer. Es erübrigt sich, diese Gesteine, die auf engem Raum zwischen Punkt 1934 und der Bezeichnung „Loben“ angehört sind, noch einmal zu beschreiben. Auch die Vertreter der Riffel-Decke, die in der Eklogitzone auftreten, sollen mit der Riffel-Decke selbst besprochen und hier nur die charakteristischen Glieder der Eklogitzone aufgezählt werden. Die vermittelnde tektonische Position ergibt von selbst, daß in dieser Eklogitzone, mehr noch als in der Marreier Zone, ein schier undurchdringliches Netz von Problemen steckt.

Die charakteristischen Vertreter der Eklogitzone sind die „eklogitischen“ Gneise und die graphitreichen Granatglimmerschiefer. Es würde zu weit führen, mineralogisch-petrographisch auf die Eigenheiten der „eklogitischen Gneise“ einzugehen. Es muß hier genügen, darauf hinzuweisen, daß diese Gneise in unserem Profil beim „Steinweg“ im Profilstal, eng verfaßt mit Quarziten und Marmoren, vorliegen. Wie neue Untersuchungen ergeben haben und ich selbst ebenfalls feststellen konnte, lassen sich die Benediger-eklogite von unten besonderen Verhältnissen umgewandelten Grünschiefern ableiten und tatsächlich ist ihre Verbindung mit Braunklaren u. dgl. so stark, daß man nicht mehr sagen kann, wo der Braunklar aufhört und der „Eklogit“ beginnt, während diese Gneise mit Amphiboliten, von denen man sie petrogenetisch besser ableiten könnte, nur recht vage Beziehungen haben. Die Gneise fallen auf durch ihre ungeordnete Buntheit, die insbesondere durch kleine schön rote Granaten und graugrüne Omphakite hervorgerufen wird. Daneben treten silbrige Muskowitschimmer, dunkle Hornblendeausläufer, feingrüne Epidote u. a. makroskopisch sichtbare Mineralien auf. Die Variationsbreite der „Eklogitgesteine“ ist recht bunt und formenreich, sowohl was den Mineralreichtum anlangt, als auch die Struktureigenschaften. Im Gebiet des verfallenen Knappenhäuses (N. 2516) des Dabernitz Kogel (2972 m) und am Gipfel der Weiß Spitze (3300 m) sind die eklogitischen Gneise besonders schön.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehlerberichtigung. In der Augustnummer der H. Bl. soll es Seite 2, Spalte 2, dritte Zeile heißen: „Zu Ende des Jura, vor etwa 100 Millionen Jahren...“

3)

Bildnisgrabsteine in Osttirol

Don Dr. f. L. Mannhart

Wer nicht nur in den beiden Figuren kündigt sich der neue Stil an, auch der obere Abschluss der Platte ist nicht mehr jener Baldachin, der in der Vorzeit die menschliche Gestalt aus der Sphäre des Diesseits ins Jenseitige emporheben soll, sondern nur mehr ein prächtiger Schmuck, und statt des Kielbogens und der senkrechten Flächen und Kreuzblumen herrscht der Rundbogen und die Horizontale vor, wie überhaupt das schmückende Beiwerk an Bedeutung hinter den Bildnissen der Menschen zurücktritt. Auch die Buchstaben der nur mehr teilweise erhaltenen Inschrift, von der Koschmann sagt, sie sei „wie auf den abhängenden Ranft eines Teppichs aus Marmor ausgehauen und vergoldet“ gewesen, sind schlichter und ruhiger geworden. Die Inschrift hatte nach Koschmann folgenden Wortlaut: „Sie liegen begraben der Wohlgeborne Herr Michael Freiherr zu Wolfenstein und sein Gemächel Frau Barbara geborne Freyin zu Thun, die am Mittwoch des XXIX Tag August in XV^o und IX und obbesteter Freiherr am XV Tag April und im XV^o und XXIII Jar gestorben sein, den got gnädig sein.“

Mit diesen beiden Grabmälern in der Lienzer Pfarrkirche hat Christoph Weiger die Tiroler Sepulkralkunst des ausgehenden Mittelalters noch einmal auf eine Höhe, die nicht mehr erreichte Höhe geführt, zu einer Zeit, da der Tiroler Kunst sowohl in den Bronzearten des Maximiliangrabmales als auch in den Schnitzwerken der „Bezner Schule“ eine letzte Ausreifung des spätgotischen Stilsideals beschieden war. Umso gebieterischer drängt sich angesichts dieser beiden Lienzer Meisterwerke die Frage nach den Anfängen und der weiteren Entwicklung dieses untergeordneten bildhauerischen Talentes auf, das wie ein Komet am Tiroler Kunsthimmel erscheint, um nach wenigen Jahren wieder für immer zu verschwinden.

Die Frage nach der Herkunft Christoph Weigers kann, da keine urkundlichen Quellen vorhanden sind, nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Es ist jedoch anzunehmen, daß Weiger in der Werkstatt Niklas Türings d. Ae. gearbeitet und — nach mittelalterlichem Brauch — als Geselle die Tochter des Meisters geheiratet hat. Jedenfalls wird unter den Gezellen der Bauhütte Niklas Türings, die im Jahre 1501 — also kurz nach Vollendung des Goldenen Dachls — beim Bau der Innsbrucker Steinbrücke beschäftigt waren, auch ein Christoph genannt, der wohl mit unserem Christoph Weiger identisch sein könnte.⁸⁾

Aber auch ein Vergleich des Leonhard-Grabmales mit dem Goldenen

Dachl zeigt bei aller Verschiedenheit in der Entwicklung zur Renaissance flu und trotz des Unterchiedes im Material doch auch eine gewisse Übereinstimmung gerade in jenen nebensächlichen Dingen, an denen man die Hand des Gezellen vermuten darf. Ich verweise dabei vor allem auf die fetne, sorgfällige Riffelung der Adlerschwüngen und der Seiten an den Branken der Löwen und wappenhaltenden Greifen, die Bildung der Mähnen und der parallelen Streifen auf dem Brustkorb der Löwen, ferner auf die Übereinstimmung getöffter Einzelheiten der Riffelung des Leonhard und der Wappenhalter am Goldenen Dachl



Abb. 5 Herun. v. Graben Foto: S. Wolzkyler

so wie des Maßwerkbalдахins an der Lienzer Platte und des Maßwerkfrieses am Goldenen Dachl. Schließlich entsprechen auch die scharf geschnittenen, immer wieder durch tiefe Einkerbungen gebrochenen Faltenzüge an den Helmbändern des Kaisers und seiner beiden Frauen, des Ratsherrn und Hofmarschall in ihrer technischen Ausführung dem Geßlitter des Fahnenruches am Lienzer Stedl. Auch die Behandlung der Helmbüden, die ja in der Spärgotik typische Kennzeichen der künstlerischen Handchrift sind, stimmen überein. Sowohl am Goldenen Dachl wie am Lienzer Wolkestein-Grabmal findet sich der scharfe Mittelgrat und die geburteilte Dreiblattform.

Interessant ist, daß die selbe Bildung auch am Südportal der Stieringer Pfarrkirche (1497/98) aufscheint, dessen Madonna in der Behandlung der Ge-

wandfalten sowohl mit den Frauengestalten des Goldenen Dachls wie mit den beiden Lienzer Grabplatten Weigers zusammengeht und auch Parallelen zur Portalmadonna der Pfarrkirche von Triens aufweist, wo sich Weiger urkundlich im Jahre 1517 aber wohl auch schon früher um die Jahrhundertwende aufhielt. Es wäre also wohl denkbar, daß Weiger als Mitglied der Tübing-Werkstatt auch an diesen beiden Werken seinen Anteil hat. Das Stieringer Tympanon von 1497/98 und das Goldene Dachl von 1500 sind meiner Ansicht nach jene beiden Werke, an denen sich der Stil Christoph Weigers entwickelte, um dann in den beiden Lienzer Grabmälern von 1506 und 1509 seine volle Entwicklung und Ausreifung zu erreichen.⁹⁾

Wer weiter ausgeführte Werke ist uns nichts bekannt. Es befindet sich in Triens ein Grabstein aus dem Jahre 1507, der Zeit also, da Weiger am Leonhard-Grabmal arbeitete, der auf den ersten Blick die Merkmale dieses Künstlers aufzuweisen scheint, ja in gewisser Beziehung eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Görzer Stein besitzt. Auch dieser Stein, heute auf der Ostseite des Chores der Lienzer Michaelskirche eingemauert, war einst die Deckplatte eines Hochgrabes, wie der abgegrägte Rand mit der nach außen stehenden Inschrift in eingemeißelten gotischen Buchstaben beweist, die folgenden Wortlaut hat: „Nach xpi gebut M V un im vii Jar am ain un XX tag novembers ist gestorbe der Edl un streng Ritte hermann von Graben un ligt begraben in dise gothaus de got genadig un parhetig sey.“ (Abb. 5)

Das Material der 1,08 x 2 Meter messenden Platte ist dieselbe dunkelrote Marmorbreccie wie bei den beiden großen Platten der Pfarrkirche, das Wappen zeigt noch Spuren einer Bemalung. Die Gestalt des Ritters Hermann

8) Erich Egg, Archivalien über die Wertmeisterfamilie Tübing, Amtsblatt der Stadt Innsbruck, April 1953.

9) Leo v. Lutterotti, Große Kunstwerke Tirols, S. 138 und 148 hat: erstmals auf gewisse Übereinstimmungen zwischen dem Stil Weigers und der Tübingwertstatt hingewiesen und schreibt in der Weinammer-Geschichte „Zur Meisterfrage beim Goldenen Dachl“, Götzers-Schriften, Bd. 139, S. 100) die Madonna in Stiering und Triens Christoph Weiger zu. In der gleichen Zeitschrift nimmt jedoch Erich Egg „Die Stieringer Baukunst“, S. 9 das Stieringer Südportal für den Steinmetzen Thomas Scheuer in Anspruch, der auch sein Steinmetzzeichen anbrachte. Die Urheberfrage Meister Thomans dürfte sich jedoch nur auf die Ausführung des Portales und der Inschrift, nicht aber des Tympanons erstrecken, da dieses mit seinen überl. Arbeiten keinerlei Übereinstimmung aufweist.

der Graben steht breitbeinig im Bildfeld der Platte und ragt auf allen vier Seiten in den Bildrand hinein, zwickien den Füßen sind in kleinerer Schrift wohl nachträglich die Worte eingemeißelt: „*ut sap. in. Rat.*“. Die sorgfältige in allen Einzelheiten wiederergegebene Rühung entspricht ziemlich genau derjenigen des Leonhard von Görz, besonders deutlich ist diese Übereinstimmung in der „Bisefierung“ der Schwertgriffe, der Form der Handschuhe und des Fahnenstäbtes. Auch das Gefäß des Zehnkrüchens zeigt dieselbe Technik der Meißelarbeit. Das Haupt Hermanns von Graben umschließt der gleiche Helm mit Warthaube und geöffnetem spitzbogigem Visier und sogar das Rüstlich Hermanns trägt unverkennbar ähnliche Züge: die scharf vorspringende Nase, die tief eingegrabenen Falten von der Nase zum Mund, die kantigen Augenbögen und scharf gezeichneten Lipen.

Die engen Beziehungen dieses Steines zu den beiden Grabplatten in der Pfarrkirche und somit zu Christoph Geiger sind also augencheinlich, trotzdem aber kann es sich bei dieser Platte in der Michaelskirche nicht um ein eigenhändiges Werk dieses Meisters handeln, denn der Qualitätsunterschied ist zu gewaltig. Wäre das flache Relief dieses Steines und die Dürftigkeit der Komposition vielleicht noch mit der Vergütung hinzunehmen, daß es sich hier um eine „Gelegenheitsarbeit“ handelt, die neben dem Görzer Stein entstanden ist, so ist es doch völlig ausgeschlossen, daß ein Künstler, der eben noch eine Ritterfigur von der inneren Spannkraft eines Leonhard mit ihren herrlichen Proportionen und ihrer stolzenden körperlichen Güte schuf, einen so kraftlosen, anekdotisch und ausdrucksmäßig völlig mißverständlichen Körper wie den des Hermann von Graben gemißelt haben könnte.

Es ist sehr deutlich zu erkennen, daß bei diesem Stein die Arbeit am oberen Teil mit Kopf, Magdoverbogen und Fahne samt Hand begonnen wurde, vielleicht, ja wahrscheinlich sogar unter Mitwirkung oder zumindest Anleitung Christoph Geigers, und daß dann einem Gehilfen die Weiterführung der Arbeit überlassen wurde, wahrscheinlich jenem Gejellen, den Geiger aus Innsbruck mitgebracht hatte und der auch am Görzer Stein tätig war. Denn während die oberen Partien gut zueinander stimmen und auch eine einheitliche Meißelarbeit verraten, die weitgehend der des Görzer Steines entspricht, zeigen die übrigen Teile des Steines ein deutliches Abfallen der Qualität und ein gänzliches Auseinanderfallen der Komposition, weil es dem Steinmetz nicht gelang, eine organische Verbindung zwischen den bereits bestehenden Teilen und den von ihm geschaffenen herzustellen. Der Kör-

per ist im Verhältnis zum Kopf viel zu klein geraten und entbehrt jeglicher inneren Kraft, in der Bildung des rechten Armes war der Gejelle vergeblich bemüht, den Görzer Stein zu kopieren.

Mit dieser Platte des Hermann von Graben sind die letzten mittelbaren Spuren von Christoph Geigers Tätigkeit in Tirol erloschen und dieser begnadete Künstler, der, am Beginn der Renaissance stehend, die Tiroler Grabplastik des Mittelalters noch einmal in einem tauschenden Affekt zum Klagen brachte, verschwindet für immer aus unserem Blickfeld, denn der ehrenvolle Auftrag, der den Meister erteilte, kam nicht mehr zur Ausführung. Kaiser

Maximilian hatte nämlich, als seine zweite Gemahlin Bianca Maria 1511 gestorben war, im Jahre 1512 an das Regiment zu Innsbruck geschrieben, man möge ihm einen geschickten Steinmetzen empfehlen „welchem unter lieben Gemahl ein Begräbnis aufzurichten und machen zu lassen“, worauf ihm die Herren „Christoph Geiger von Tirol“ namhaft machen, den Meister der beiden Tiroler Grabmäler.¹⁰⁾

10) Urkunden und Regesten aus dem I. t. Statthalterarchiv Innsbruck, herausgeg. v. Dr. v. Schönherz im Jahrb. der Kunsthistor. Sammlungen des k. Kaiserhauses. 3b. II. 2. Teil, Reg. 1286 und 1287.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren von Kofl in Tirol

Von Dr. Rudolf Granichsiedten-Czerwa

Aus der uralten aus Buchenstein und aus dem Ennebergertale stammenden Familie Kofl, ursprünglich „Köfler“ oder „Kauft“ benannt, verbreiteten sich verschiedene Zweige nach Aufhofen, Kehlburg, Uttenheim, alle bei Bruneck, nach Reutte-Chrenberg, Wils und schließlich auch nach Tirol. Dort tauchen die Kofl mit Hans-Wiktor, geb. 1614, Sohn des Hans Gaudenz (1. 1567 bis 1636) um 1680 auf, da Hans Wiktor dort Herrschaftsverwalter war und 1690 starb. Seine Ehefrauen waren: 1. Elisabeth von Lanzer und 2. Elisabeth von Rotenpuecher. Weiter finden wir Johann-Sigmund von Kofl, geb. am 18. Juni 1653 in Kehlburg, um 1701 in Tirol als Präsesen der Tiroler Domänen des Haller Abtesen Damenstiftes; seit 1732 wirkte er auch als Landrichter von Tirol; sein Porträt ist noch erhalten. In einem 1729 verfaßten Tagebuche (jetzt Museum Ferdinandsheim) berichtet Kofl über die Türkenkriege, die Brände in Tirol, wie sein Vater Paul Alfons von Kofl, f. b. Richter, von den Ärzten falsch behandelt wurde und einige Stunden nach der Blitze starb, wie er sich mit seiner Mutter (Regina von Söll-Leisegg) wegen der Erbschaft herumschlagen mußte usw. Er war verlobt in eine „leichte Person“, doch lernte er bei einem Faschachtspieler seine Kusine Anna Maria von Rotenpuecher kennen. Bei diesem Hochzeitspieler fungiert er als Bräutigam, sie als Braut. Aus dem Theater wurde Wirklichkeit und es entstand eine glückliche Ehe (9. Febr. 1681).

Auf der Kehlburg, wo Kofl geboren wurde, nächstigte der berühmte Prediger Markus d' Aviano (richtig Markus Christophori aus Aviano, 1631 bis 1699) auf seiner Reise nach Meran (10. September 1692). Johann-Sigmunds Bruder, Alfons Veit von Kofl (geb. am 3. Mai 1659, gest. als Propst von Neu-

stift-Braten, 22. März 1728, 1707 Pfarrer von Aßling bei Tirol) war damals krank, ließ sich von Markus d' Aviano jegenen und wurde gesund. Johann-Sigmund von Kofl starb 1734 in Tirol und erhielt in der Stadtpfarrkirche St. Andrä, beim rechten Seitenaltar, seine letzte Ruhestätte mit einem prächtigen Grabmale.

Ihm folgte 1738 sein Sohn Johann-Paul von Kofl, geb. am 12. Febr. 1687, seit 23. April 1714 Gatte der Maria Magdalena von Hebenstreit-Blurnhör, als Landrichter von Tirol. Den Amtesitz hatten die Landrichter damals auf der Liebburg, dem Wohnsitz im Schlosse Bruck.

Josef-Johann-Sigmar von Kofl, Sohn des Johann Paul, wurde, da das Landrichteramt zu Tirol in der Familie der Herren von Kofl nun schon erblich wurde, 1777 Landrichter. Er mußte als solcher am 22. September 1760 bei der Durchreise der Siabella von Parma, Braut Kaiser Josefs II., 271 Stangen-Pferde stellen. Er heiratete am 5. März 1753 die Maria Thesia von Kraus-Gala und starb 1781 in Tirol.

Sein Sohn, Josef Karl von Kofl, geb. in Tirol, 17. März 1761, wurde 1781 Chorherr in Innichen, machte eine große Stiftung für die Kirche in Teisberg (Bruneck), damit für die Familie Kofl Meßsen gelesen werden; er starb am 24. April 1805 in Innichen. Mit ihm erlosch die Tiroler Linie der Kofl, die 1514 in die Tiroler Abelsmattl eingetragenen worden war.

Aus der freiherrlichen Linie (die gräfliche kam nicht nach Tirol) stammte Leopold von Kofl, der 1701 bis 1732 Administrator des Haller Damenstiftes über dessen Tiroler Besitzungen war. Im Kriegsjahre 1703 gehörte er dem Innsbrucker Landesdefensionskomitee an und starb 1732.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Osttiroler Heimatblätter - Heimatkundliche Beilage des "Osttiroler Bote"](#)

Jahr/Year: 1955

Band/Volume: [1955-23-10](#)

Autor(en)/Author(s): Egger Anton

Artikel/Article: [Die Geologie der südöstlichen Venedigergruppe. Die bisherigen Ergebniss alter und neuer Untersuchungen 1](#)